

Einstellungen, Wissen und Verhalten gegenüber Trans*- und geschlechtsnonkonformen Personen

Ulrich Klocke

Einleitung

Weshalb erleben Menschen Unbehagen, wenn sie sich über das Geschlecht ihres Gegenübers unsicher sind? Weshalb reagieren sie mit Ablehnung, wenn eine als Mann kategorisierte Person feminines oder eine als Frau kategorisierte Person maskulines Verhalten zeigt? Die Forschung zu Einstellungen und Verhalten gegenüber trans*geschlechtlichen Personen steckt noch in den Kinderschuhen. Es gibt allerdings mittlerweile umfassende Forschung dazu, wie Vorurteile generell zustande kommen und wie sie sich abbauen lassen. Unter *Vorurteilen* sollen hier negative Urteile (also ablehnende Einstellungen und Überzeugungen) gegenüber einer Person auf der Basis einer (ihr zugeschriebenen) Gruppenzugehörigkeit verstanden werden. Zu Homophobie (also Vorurteilen gegenüber Lesben und Schwulen) gibt es mittlerweile viele Studien. Da Homophobie und Trans*Phobie deutlich miteinander zusammenhängen, ist zu vermuten, dass die Ergebnisse der Forschung zu Homophobie meist auch für Trans*Phobie gelten. Der vorliegende Beitrag wird also nicht nur auf die Studien zu Trans*Phobie eingehen, sondern auch die Forschung zu Homophobie und zu Vorurteilen generell berücksichtigen. Doch zunächst stellt sich die Frage, wie denn die Situation von trans*geschlechtlichen Menschen in Deutschland ist, konkreter: welche Einstellungen, welches Wissen bzw. Unwissen und welches Verhalten die Mehrheitsgesellschaft gegenüber Trans* zeigen.

1 Wie sind Vorurteile gegenüber Trans*- und geschlechtsnonkonformen Personen in Deutschland ausgeprägt?

Leider gibt es bisher nur wenige repräsentative Untersuchungen zu Einstellungen gegenüber Trans* in Deutschland. Hinsichtlich Wissen und Verhalten sieht die Situation noch düftiger aus. Eingehen möchte ich auf zwei Befragungen, eine durch das Institut *Sinus Sociovision GmbH* im Auftrag der Antidiskriminierungsstelle des Bundes (2008), die repräsentativ für die deutschsprachige Wohnbevölkerung ab 18 Jahren war, und eine andere mit Schüler_innen der sechsten, neunten und zehnten Klassen aus einer Zufallsstichprobe Berliner Schulen (Klocke, 2012), die repräsentativ für die Berliner Schularten war.

Die Sinusstudie zeigt, dass große Teile der Bevölkerung Unverständnis gegenüber Trans* äußern und existierende Diskriminierung verleugnen oder schlicht nichts darüber wissen. Der Aussage »Für Transsexuelle, das heißt, für Menschen, die ihr Geschlecht umgewandelt haben oder die es umwandeln wollen, habe ich kein Verständnis« stimmten die Hälfte der Männer und zwei von fünf Frauen zu. Fragt man nach der wahrgenommenen Stärke der Diskriminierung gegenüber verschiedenen Gruppen, stehen Trans*Geschlechtliche an zweitletzter Stelle vor der Gruppe der Männer. Die Hälfte der Befragten meinte sogar, Transsexuelle würden in Deutschland gar nicht diskriminiert. Bei Behinderten, älteren Menschen und sogar bei jungen Leuten gingen hingegen mindestens vier von fünf Personen von existierender Diskriminierung aus. Dementsprechend waren fast drei von vier Personen der Meinung, für die Gruppe der Transsexuellen solle weniger oder gar nichts getan werden.

Die Berliner Schulbefragung zeigt, dass das Unbehagen gegenüber trans*geschlechtlichen oder nicht geschlechtskonformen Personen auch bei Kindern und Jugendlichen im als weltoffen geltenden Berlin beträchtlich ist. Sieben von zehn Jungen und vier von zehn Mädchen aus den neunten und zehnten Klassen empfänden es als unangenehm, wenn eine Freundin lieber ein Junge oder ein Freund lieber ein Mädchen wäre. In den sechsten Klassen ist diese Abneigung etwas geringer. Die Vorstellung eines Freundes oder einer Freundin, der bzw. die das zugeschriebene Geschlecht ändern möchte, erzeugt deutlich mehr Abneigung als die eines schwulen oder bisexuellen Freundes oder einer lesbischen oder bisexuellen Freundin.

Wie sieht es mit dem Wissen aus? Wissen die Jugendlichen, was »Transsexualität« bedeutet, dass sie von sexueller Orientierung unabhängig und nicht änderbar ist? In einer Multiple-Choice-Frage zur Definition sind drei von fünf Schüler_innen der neunten und zehnten Klassen in der Lage die korrekte Antwort

zu identifizieren. Ein knappes Drittel verwechselt Transsexualität mit Transvestismus (»sich so verkleiden und frisieren, als seien sie vom anderen Geschlecht«) und 3% mit Intergeschlechtlichkeit (»sowohl weibliche als auch männliche Geschlechtsorgane haben«). Zwei von fünf Jugendlichen wissen, dass »Männer, die sich zu einer Frau umoperieren lassen wollen« nicht »alle schwul« sind. Nur ein Viertel hingegen weiß, dass sich der Wunsch, das eigene Geschlecht anzupassen, auch im Jugendalter nicht ändern lässt.

Hinsichtlich des Verhaltens haben wir uns in der Berliner Befragung nicht im engeren Sinne auf trans*geschlechtliche Personen bezogen, da vermutlich viele Jugendliche mit diesen noch keine Erfahrungen gemacht haben und die Fragen daher nicht beantworten könnten. Wir haben aber jeweils zwei Mitschüler_innen gefragt, wie die Schüler_innen auf nicht geschlechtskonformes Verhalten reagieren. Demnach machen sich etwa die Hälfte der Schüler_innen gelegentlich über Jungen lustig, die sich »wie ein Mädchen verhalten« haben oder über Mädchen, die sich »wie ein Junge verhalten« haben. Dabei gibt es kaum Unterschiede zwischen den Geschlechtern und Jahrgängen. Die Klassenlehrer_innen reagieren darauf nach Angaben ihrer Schüler_innen sehr unterschiedlich. Nur 18% der Lehrkräfte zeigen jedes Mal, dass sie so ein Verhalten nicht dulden; 64% reagieren gelegentlich; weitere 18% reagieren jedoch nie. Ein Drittel der Lehrkräfte macht sich selbst gelegentlich über nicht geschlechtskonforme Jungen und Mädchen lustig. Nur jede siebte Lehrkraft hat in den vergangenen 12 Monaten »über transsexuelle Menschen gesprochen«.

Abneigung, Unwissen, Diskriminierung und Verleugnung von Diskriminierung gegenüber trans*geschlechtlichen und geschlechtsnonkonformen Personen sind also weitverbreitet. Lehrkräfte setzen dem nur sporadisch etwas entgegen. Das folgende Kapitel widmet sich zunächst den generellen Ursachen von Vorurteilen und anschließend der Frage, welche spezifischen Ursachen bei Vorurteilen gegenüber Trans* hinzukommen.

2 Wie kommen Vorurteile (gegenüber Trans*) zustande?

2.1 Was sind generelle Ursachen von Vorurteilen?

2.1.1 Soziale Kategorisierung

Um unsere Umwelt möglichst schnell zu verstehen und auf sie zu reagieren, greifen Menschen zu zahlreichen Vereinfachungen. Wir vereinfachen sie beispielsweise

se dadurch, dass wir Kategorien bilden. So wie wir Tiere, Möbel, Fahrzeuge und sonstige Objekte unserer Umwelt kategorisieren, so kategorisieren wir auch andere Menschen und fassen diese zu sozialen Gruppen zusammen. Solche Kategorisierungen geschehen permanent und automatisch, also mit wenig bewusster Steuerung. Jede Kategorie verbinden wir mit einem Set zugeschriebener Merkmale. Im Falle von sozialen Gruppen spricht man von einem *Stereotyp*. Oft werden Gruppen dabei nicht einfach neutral beschrieben, sondern die zugeschriebenen Merkmale sind positiv oder negativ gefärbt. Einige Gruppen und ihre Mitglieder werden dadurch eher gemocht oder bewundert, andere hingegen eher abgelehnt – es entstehen Vorurteile.

2.1.2 *Streben nach positivem Selbstwert*

Soziale Gruppen unterscheiden sich von anderen Kategorien dadurch, dass wir einigen Gruppen selbst angehören (*Eigengruppen/Ingroups*), anderen Gruppen hingegen nicht (*Fremdgruppen/Outgroups*). Die Forschung zur Theorie sozialer Identität (Tajfel & Turner, 1986) zeigt, wie unser Streben nach einem positiven Selbstwertgefühl zu Vorurteilen und Diskriminierung beitragen kann. Ein positives Selbstwertgefühl erhalten wir auch dadurch, dass wir die Gruppen, denen wir selbst angehören, positiv bewerten. Wenn wir beispielsweise selbst deutsch sind, ist es für unseren Selbstwert hilfreich, wenn wir die Deutschen an sich positiv bewerten, weil dann der positive Wert der Gruppe der Deutschen auf uns selbst abfärbt. Eine Möglichkeit, unsere Gruppe selbst positiv zu sehen, ist, sie im Vergleich mit anderen Gruppen besser dastehen zu lassen. Indem wir uns beispielsweise über die Oberflächlichkeit von US-Amerikaner_innen lustig machen, bewerten wir die Gruppe der Deutschen oder der Europäer_innen als vergleichsweise tiefgründig. Damit werten wir auch uns selbst als Person auf.

Unsere Tendenz Fremdgruppen abzuwerten ist vor allem dann ausgeprägt, wenn wir uns bedroht fühlen (Riek et al., 2006) – entweder ganz materiell in unserem Zugang zu knappen Ressourcen (z. B. zu Arbeitsplätzen oder staatlicher Unterstützung) oder symbolisch in unserem Selbst- oder Gruppenwert. Unseren Wert empfinden wir dann als bedroht, wenn wir uns selbst oder unsere Gruppe als diskriminiert erleben. So werten Jugendliche mit einem Migrationshintergrund aus Ländern der ehemaligen UdSSR Lesben und Schwule umso mehr ab, je stärker sie Menschen mit Migrationshintergrund in Deutschland diskriminiert sehen (Simon, 2008). Da Einstellungen zu Lesben und Schwulen stark mit Einstellungen zu Trans* zusammenhängen (Tebbe & Moradi, 2012), ist zu erwarten, dass auch Trans*Phobie durch das Erleben eigener Diskriminierung verstärkt werden kann.

2.1.3 *Schutz vor Gefahren*

Angst oder Abneigung gegenüber Fremden hat unsere Vorfahren dazu gebracht, möglichst wenige Risiken einzugehen, beispielsweise angegriffen zu werden oder sich mit Krankheitserregern zu infizieren, die das eigene Immunsystem überfordert hätten. Vorurteile gegenüber Fremdgruppen sind daher auch die Konsequenz eines evolutionär verankerten Prinzips (Neuberg et al., 2010). In Hinblick auf unsere Eigengruppe haben wir hingegen gelernt, dass uns deren Mitglieder meist keinen Schaden zufügen. Statt Angst erleben wir ein angenehmes Gefühl der Vertrautheit.

Dieses Prinzip der Risikovermeidung erklärt auch, weshalb wir vorschnell von negativen Einzelfällen auf die gesamte Gruppe schließen. Ein oder zwei unfreundliche Begegnungen mit arabisch sprechenden Jugendlichen genügen dann, um eine generelle Abneigung gegenüber Arabern oder Muslimen auszulösen. Generalisiert wird vor allem ausgehend von solchen Gruppenmitgliedern, die auffällig sind und mühelos der entsprechenden Gruppe zugeordnet werden können. Trans* sind in der Öffentlichkeit vor allem dann auffällig, wenn die Beobachter_innen sich des Geschlechts der Person unsicher sind. Trans*Frauen, die hinsichtlich Kleidung, Frisur und Habitus als Frau kategorisiert werden, vom Körperbau her aber als Mann, sind auffälliger als zierlichere Trans*Frauen, die auch körperlich als Frau kategorisiert werden. Teilweise erklärt sich so das Alltagsverständnis von »Transsexuellen« als »Männer, die sich als Frauen verkleiden und frisieren«.

2.1.4 *Rechtfertigung von Ungleichheit*

Wir haben ein Bedürfnis, unsere Welt als sicher und gerecht wahrzunehmen. Gleichzeitig nehmen wir aber wahr, dass einige Menschen und Gruppen wohlhabend, einflussreich, gesund und glücklich sind, während es anderen schlecht geht. Diese Wahrnehmung beeinträchtigt unseren Glauben an eine gerechte Welt und erzeugt eine unangenehme Dissonanz. Eine Möglichkeit, diese Dissonanz zu reduzieren, ist, zu glauben, dass jeder bekommt, was er verdient (Ross & Miller, 2002). Menschen oder Gruppen, denen es schlecht geht, sind letztlich selbst schuld an ihrer Situation. Stereotype werden also auch deshalb produziert und reproduziert, weil sie Ungleichheit rechtfertigen, sodass diese nicht mehr als eine änderungsbedürftige Ungerechtigkeit wahrgenommen werden muss. Jugendliche mit türkischem oder arabischem Migrationshintergrund bekämen dann nicht deshalb weniger leicht einen Job oder Ausbildungsplatz, weil sie diskriminiert werden, sondern weil sie ungebildet seien oder ihre Kultur nicht zu unserem Wertesystem passe. Trans* nähmen sich nicht deshalb deutlich häufiger ihr Leben,

weil ihr soziales Umfeld ihnen signalisiert, dass sie falsch sind, sondern weil sie einen krankhaften Drang verspürten, sich nicht anzupassen.

Die meisten Vorurteile lassen sich also durch unsere generelle Neigung erklären, unsere Umwelt zu kategorisieren, uns selbst positiv zu sehen, uns vor potenziellen Gefahren zu schützen und Ungleichheiten zu rechtfertigen. Der folgende Abschnitt widmet sich spezifischeren Einflüssen auf Trans*Phobie, also Vorurteilen gegenüber trans*geschlechtlichen Personen.

2.2 Was sind spezifische Ursachen für Vorurteile gegenüber Trans*?

Zusätzlich zu den eben genannten Einflussfaktoren spielen für Vorurteile gegenüber Trans* auch Geschlecht, Geschlechternormen und das Bedürfnis nach schnellen und eindeutigen Entscheidungen (*need for closure*) eine Rolle.

2.2.1 Geschlechternormen

Geschlechternormen sind gesellschaftlich geteilte Vorstellungen darüber, wie Frauen und Männer sein sollen, also wie ihre Körper beschaffen sein sollen, wie sie sich inszenieren sollen (*Geschlechtsausdruck*, z. B. Kleidung, Frisur und Art sich zu bewegen), wie sie denken und fühlen sollen (*psychisches Geschlecht*) und wie sie sich verhalten sollen (*Geschlechterrolle*). Trans*geschlechtliche Personen verletzen die Vorstellung, dass in einem weiblichen Körper geborene Personen sich später als Frauen fühlen und inszenieren und in einem männlichen Körper geborene Personen sich später als Männer fühlen und inszenieren. Es ist daher nicht erstaunlich, dass die Befürwortung traditioneller Geschlechterrollen mit negativen Einstellungen gegenüber trans*geschlechtlichen Personen einhergeht (Tebbe & Moradi, 2012).

Da Männer oft traditionellere Einstellungen zu Geschlechterrollen haben als Frauen, werten sie nicht nur Lesben und Schwule (Kite & Whitley, 1996), sondern auch Trans* stärker ab (Tebbe & Moradi, 2012). Ein sehr interessantes Forschungsprogramm erklärt diesen Geschlechterunterschied auch mit der Theorie der *prekären Männlichkeit* (*precarious manhood*) (Vandello & Bosson, 2013). Demnach wird Weiblichkeit in unserer Gesellschaft als im Wesentlichen biologisch bedingt wahrgenommen, während Männlichkeit immer wieder neu unter Beweis gestellt werden muss, also >prekär< ist. Männer reagieren daher empfindlicher als Frauen, wenn ihre Männlichkeit in Zweifel gezogen wird, beispielsweise weil sie in einem Test scheinbar >eher feminin< abschneiden, weil sie eine als >weiblich< wahrgenommene Tätigkeit ausüben sollten (z. B. eine Puppe frisieren)

oder weil sie sich ihrer eigenen Heterosexualität nicht sicher sind (Adams et al., 1996; Weinstein et al., 2012). Um ihre bedrohte Männlichkeit wieder herzustellen, reagieren sie mit betont >männlichen< Einstellungen oder Verhaltensweisen, beispielsweise mit der Ablehnung von Homosexualität und gleichgeschlechtlichen Ehen (Willer et al., 2013). Anzunehmen ist, dass Trans*Phobie die gleiche Funktion erfüllen kann wie Homophobie. Möglicherweise kann die Theorie der prekären Männlichkeit auch teilweise erklären, weshalb trans*weibliche Personen stärker diskriminiert werden als trans*männliche Personen (FRA – European Union Agency for Fundamental Rights, 2014; Krell & Oldemeier, 2015, S. 29): Wenn nur die Biologie eine >wahre Frau< hervorbringen kann, >wahre Männer< sich jedoch durch >männliches Verhalten< zeigen, dann wird die Geschlechtsanpassung Richtung Mann leichter als solche akzeptiert als die Richtung Frau.

2.2.2 *Need for closure*

Neben der Kategorisierung als einem generellen mentalen Prozess gibt es weitere Prozesse, die schnelles Handeln ermöglichen, beispielsweise unsere Neigung zu raschen Schlüssen zu gelangen und diese Schlüsse anschließend gegen Änderungen abzusichern. In der Psychologie spricht man von *closure*, in etwa übersetzbar mit Schließung, Beendigung oder Geschlossenheit. Menschen unterscheiden sich in ihrem Bedürfnis nach schnellen und unveränderlichen Entscheidungen, sie haben einen unterschiedlich hohen *need for closure* (Kruglanski & Webster, 1996). In einer Befragung lehnten Studierende mit einem hohen need for closure trans*geschlechtliche Personen stärker ab als Studierende mit einem geringen need for closure (Tebbe & Moradi, 2012). Menschen, die in ihrem Leben schnelle Festlegungen bevorzugen, bevorzugen also offenbar auch bei der Entscheidung über das Geschlecht einer Person eine solche schnelle und unveränderliche Festlegung. Bei vielen trans*geschlechtlichen Personen gelingt ihnen eine schnelle und stabile Geschlechtskategorisierung hingegen nicht. Das löst Unwohlsein und daher Ablehnung von Trans* aus.

3 **Wie können wir Vorurteile (gegenüber Trans*) abbauen?**

Erfreulicherweise gibt es inzwischen nicht nur viel Forschung zu den Ursachen von Vorurteilen, sondern auch dazu, wie wir Vorurteile abbauen und Akzeptanz für Vielfalt schaffen können. Für den Abbau von Vorurteilen sollten sich alle Einrichtungen und Personen verantwortlich fühlen, die viele Menschen erreichen.

Insbesondere Schulen sowie Kinder- und Jugendeinrichtungen stehen in der Verantwortung, da sich in jungen Jahren entscheidet, ob Menschen die Vorurteile der Gesellschaft übernehmen oder lernen, dass Vielfalt etwas Selbstverständliches ist. Die Akzeptanz geschlechtlicher Vielfalt lässt sich steigern durch (a) die Erhöhung der Sichtbarkeit trans*geschlechtlicher Personen, insbesondere durch die Herstellung persönlichen Kontakts, (b) die explizite Ächtung von Mobbing und Diskriminierung, (c) die Reflexion von Geschlechternormen, (d) die Ermöglichung von Perspektivenübernahme und Empathie, (e) die Umsetzung eines möglichst umfassenden Diversity-Ansatzes und (f) die Vermittlung von Wissen.

3.1 Kontakt und Sichtbarkeit schaffen

Wie bereits erläutert, ist Angst gegenüber dem Fremden eine wesentliche Ursache von Vorurteilen. Diese Ursache bietet damit auch ein Potenzial für ihren Abbau: Kontakt zwischen Gruppen. Unbekanntes wird bekannt; vorher Fremde werden uns vertraut. Mittlerweile belegen viele Hundert Studien, dass persönlicher Kontakt zu einzelnen Mitgliedern einer Fremdgruppe die Einstellungen gegenüber der ganzen Gruppe verbessert (Pettigrew & Tropp, 2006) – und das gilt auch für den Kontakt zu trans*geschlechtlichen Personen (Walch et al., 2012). Besonders gut wirkt Kontakt, wenn er durch Autoritäten, z. B. staatliche Institutionen, legitimiert und unterstützt wird (Pettigrew & Tropp, 2006). Hilfreich für Schulen und Jugendeinrichtungen ist, dass auch indirekter Kontakt Vorurteile reduziert, also das bloße Wissen, dass eine Person, mit der man selbst Kontakt hat, wiederum Kontakt zu einem Mitglied der Fremdgruppe hat (Lemmer & Wagner, 2015). Indirekter Kontakt kann auch durch Medien wie etwa Schulmaterialien herbeigeführt werden. In der Berliner Schulbefragung hatten Schüler_innen positivere Einstellungen und mehr Wissen zu lesbischen, schwulen, bisexuellen und trans*geschlechtlichen Personen (LSBT), je häufiger sexuelle Vielfalt in verschiedenen Fächern und Jahrgängen thematisiert wurde (Klocke, 2012).

Vielfalt muss dabei nicht notgedrungen umfangreich als separates Thema behandelt werden. Idealerweise wird sie ganz selbstverständlich und ohne zeitlichen Zusatzaufwand berücksichtigt. Beispielsweise können in Texten, Fotos, Filmen oder mündlich vorgetragenen Beispielen neben cisgeschlechtlichen¹ auch

¹ *Cisgeschlechtlich* bedeutet, dass das bei der Geburt zugewiesene bzw. das biologische Geschlecht mit dem psychischen Geschlecht übereinstimmt. Es ist also das Gegenteil von trans*geschlechtlich.

trans*- oder intergeschlechtliche Personen vorkommen. Sehr hilfreich ist es, bei der Anschaffung von Schulbüchern solche auszuwählen, die die Vielfalt unserer Gesellschaft abbilden, in denen also Menschen verschiedener Geschlechter, Altersgruppen, Herkunft, Religion und Weltanschauung, Begabung und sexuellen Orientierungen vorkommen, die in unterschiedlichen Familienformen leben. Hinsichtlich Trans*Geschlechtlichkeit stecken die Schulbücher noch in den Kinderschuhen. Es gibt aber erste Ansätze, beispielsweise den Erfahrungsbericht eines Jungen, der lieber ein Mädchen wäre, in einem Deutschbuch der zehnten Klasse (Schroedel, 2003, S. 33–35). Bereits Bilderbücher können die Vielfalt von Familien und Lebensweisen berücksichtigen und das Thema Anderssein behandeln². Darüber hinaus können Einrichtungen trans*geschlechtlichen Jugendlichen signalisieren, dass sie willkommen sind und mit Unterstützung rechnen können, indem sie Material (z. B. Poster und Broschüren) präsentieren und schützen, das geschlechtliche Vielfalt positiv darstellt.

Die positive Wirkung direkten Kontakts kann genutzt werden, indem die Schule oder Bildungseinrichtung ein Aufklärungsteam einlädt, in dem sich junge LSBT (meist ehrenamtlich) engagieren³. Diese berichten von ihren Erfahrungen und stellen sich den Fragen der Jugendlichen. Bisherige Evaluationen deuten darauf hin, dass selbst kurze Workshops Vorurteile abbauen können (Timmermanns, 2003). Trans*geschlechtliche Lehrkräfte oder andere pädagogische Fachkräfte können Kontakt und Sichtbarkeit ermöglichen, indem sie offen mit ihrer Transition umgehen. Heterosexuelle Lehrkräfte können indirekten Kontakt herstellen, beispielsweise indem sie so selbstverständlich wie möglich von trans*geschlechtlichen Personen in ihrem eigenen Umfeld sprechen.

3.2 Mobbing und Diskriminierung ächten

Die Berliner Schulbefragung zeigt, dass die Schüler_innen umso häufiger diskriminierendes Verhalten zeigen, je häufiger ihr_e Klassenlehrer_in sich selbst über Lesben, Schwule oder nicht geschlechtskonforme Personen lustig gemacht

2 Gutes Material für Kindertageseinrichtungen und Grundschulen bieten zwei Medienkoffer *Vielfältige Familienformen und Lebensweisen*, die unter anderem über das Berliner Medienforum ausgeliehen werden können: <https://www.berlin.de/sen/bildung/unterricht/medien/medienforum/artikel.400938.php> (24.8.2016). Für einen Überblick siehe auch <http://www.queerformat.de/kinder-und-jugend-hilfe/publikationen-und-materialien/> (24.8.2016).

3 Einen Überblick über sämtliche deutschen LSBT-Aufklärungsprojekte finden Sie unter <http://www.bksl.de/schulaufklaerung> (24.8.2016).

hat (Klocke, 2012). Schreiten die Klassenlehrer_innen hingegen bei Diskriminierung ein, geht das tendenziell mit positiveren Einstellungen ihrer Schüler_innen zu LSBT einher. Darüber hinaus haben Schüler_innen positivere Einstellungen, wenn sie wissen, dass Mobbing im Leitbild ihrer Schule geächtet wird.

Lehrkräfte, pädagogische Fachkräfte und Eltern sollten also diskriminierende Beschimpfungen, wie »Spast«, »Schwuchtel« oder »Transe« nicht ignorieren, sondern kritisch hinterfragen. Sie können beispielsweise fragen »Warum ist das für dich ein Schimpfwort?«, »Was ist so schlimm daran?« oder »Wie würdest du dich fühlen, wenn der Name einer Gruppe, der du angehörst z. B. ... dauernd als Schimpfwort verwendet wird?«. Wenn Reflektieren und Perspektivenübernahme alleine nicht helfen, sollte eine klare Grenze aufgezeigt werden, etwa »Diese Begriffe wollen wir hier nicht als Beschimpfungen hören«. Die Auseinandersetzung sollte dadurch von einer Konfrontation zwischen zwei Personen hin zu einem Hinweis auf die Regeln und die Kultur der gesamten Einrichtung verschoben werden. Und genau hierfür ist ein explizit formuliertes Leitbild wichtig, in dem Mobbing und Diskriminierung geächtet werden. Dieses Schul- oder Einrichtungsleitbild sollte regelmäßig thematisiert werden, beispielsweise indem gemeinsam mit den Jugendlichen Beispiele für Mobbing und Diskriminierung gesammelt und Gegenstrategien erarbeitet werden.

3.3 Geschlechternormen reflektieren und hinterfragen

Des Weiteren ist es hilfreich, wenn pädagogische Fachkräfte über ihre eigenen Geschlechternormen reflektieren. Wie bereits erwähnt, machen sich auch Lehrkräfte über nicht geschlechtskonformes Verhalten lustig. Dieses Verhalten hing in der Schulbefragung nicht mit den Einstellungen der Lehrkräfte zusammen, scheint also oft gedankenlos zu geschehen (Klocke, 2012). Ein »Sei nicht so mädchenhaft« rutscht unbeabsichtigt auch denen heraus, die offen und tolerant sein wollen. Fachkräfte und Eltern sollten sich also bewusst machen, welches Verhalten sie bei Jungen mehr irritiert als bei Mädchen oder welche Art sich zu kleiden sie bei Mädchen anstößiger finden als bei Jungen. Zu welchen (unbeabsichtigten) Reaktionen auf normwidriges Verhalten führen diese Empfindungen und was signalisieren diese den anderen Kindern und Jugendlichen? Nach der Reflexion über eigene Geschlechternormen können auch die Jugendlichen dazu angeregt werden. Eine mögliche Übung ist, Zettel mit folgenden Satzanfängen zu verteilen (Sielert & Keil, 1993, S. 139): »Wenn ich ein Junge [Mädchen] wäre, müsste ich .../dürfte ich ...« bzw. »Weil ich ein Mädchen [Junge] bin, muss ich .../darf

ich ...«. Nachdem die Jugendlichen die Sätze in Einzelarbeit ergänzt haben, können diese (neu verteilt) vorgelesen und diskutiert werden. Statt rein verbal kann die Übung auch auf der Basis selbst erstellter Collagen durchgeführt werden (Debus, 2014). Neben bewusster Reflexion können (bereits mit Kindern) Bücher oder andere Medien verwendet werden, in denen Geschlechternormen anhand von Beispielen erweitert werden, da darin beispielsweise auch Jungen vorkommen, die Schwächen zeigen oder mit Puppen spielen, und Mädchen, die Rosa nicht mögen oder auf Bäume klettern (Quellen siehe Fußnote 2).

3.4 Perspektivenübernahme und Empathie ermöglichen

Wenn wir uns in ein Mitglied einer anderen Gruppe hineinversetzen, fühlen wir mit diesem Mitglied, erleben also Empathie und gelangen so oft auch zu einer positiveren Einstellung gegenüber der ganzen Gruppe. Aktivitäten, die Perspektivenübernahme anregen, reduzieren daher Vorurteile gegenüber ganz unterschiedlichen Gruppen (Beelmann & Heinemann, 2014). Hinsichtlich trans*geschlechtlicher Personen wurde das in einem Experiment mit 100 Bachelorstudierenden aus den USA gezeigt (Tompkins et al., 2015). Diese wurden je einer von zwei Videobedingungen zugeteilt: Information oder Perspektivenübernahme. Im Informationsvideo wurden den Studierenden die Diagnosekriterien für eine »Störung der Geschlechtsidentität« nach dem Manual psychischer Störungen DSM-IV-TR erläutert. Zudem sahen sie ein Interview mit einem cisgeschlechtlichen Experten, der den Unterschied zwischen Geschlechterrolle und Geschlechtsidentität erläuterte und Geschlechtsnonkonformität als nicht notgedrungen stabil darstellte. Anschließend sollten die Studierenden alle Informationen aufschreiben, an die sie sich noch erinnern konnten. Im Perspektivübernahme-Video wurde ein Interview mit einem Trans*Mädchen und ihren Eltern gezeigt. Die Geschlechtsinkongruenz des Mädchens wurde als stabil, also nicht als vorübergehende Phase dargestellt und der Einfluss von Hormonen während der Schwangerschaft erwähnt. Anschließend sollten die Studierenden sich vorstellen, sie seien trans*geschlechtlich, und einen Coming-out-Brief an die eigenen Eltern schreiben. In beiden Bedingungen wurden zu Beginn und am Ende die Vorurteile der Studierenden gegenüber Trans* erfasst. Während sich diese Vorurteile in der Informationsbedingung nicht veränderten, nahmen sie in der Perspektivübernahme-Bedingung deutlich ab.

Wie können diese Ergebnisse in der Praxis angewendet werden? Perspektivenübernahme und Empathie können beispielsweise angeregt werden, indem nicht nur abstrakte Aussagen über Trans* gemacht werden, sondern das The-

ma aus der Perspektive einzelner trans*geschlechtlicher Personen besprochen wird, z.B. durch Medien⁴ wie Filme oder Texte, in denen trans*geschlechtliche Personen porträtiert oder interviewt werden oder ihre Geschichte aus der Ich-Perspektive erzählt wird. Wenn möglich, können trans*geschlechtliche Personen auch in Schulklassen oder Jugendeinrichtungen eingeladen werden (zum Beispiel im Rahmen der in Kapitel 3.1 besprochenen Aufklärungsteams) und von ihrem Coming-out, ihren diesbezüglichen Befürchtungen, den Reaktionen anderer und ihrem Umgang damit berichten. Wenn genug Zeit ist und eine vertrauensvolle Atmosphäre in der Gruppe herrscht, können die Teilnehmenden dazu gebracht werden, im Rollenspiel die Perspektive einer Trans*Person einzunehmen und beispielsweise eine Coming-out-Situation nachzuspielen. Eine niedrigschwelligere Methode wäre das Schreiben eines Coming-out-Briefes wie im oben geschilderten Experiment.

3.5 Einbettung in einen breiten Diversity-Ansatz

Wie in Kapitel 2.1.2 dargestellt, können unsere Vorurteile verstärkt werden, wenn wir unseren Selbst- oder Gruppenwert bedroht sehen, beispielsweise weil wir uns als Mitglied einer Gruppe diskriminiert fühlen. Wichtig beim Abbau von Vorurteilen ist daher, dass nicht eine Gruppe gegen eine andere ausgespielt wird. Diese Gefahr besteht beispielsweise, wenn von einer selbst benachteiligten Gruppe (z. B. Zuwanderer oder Muslime) vehementer die Gleichbehandlung von Frauen, Homosexuellen oder Andersgläubigen verlangt wird als von der Mehrheitsgesellschaft oder der eigenen Partei (z. B. *Zeit Online*, 2015). Idealerweise sollten die zentralen Dimensionen von Vielfalt gleichberechtigt berücksichtigt werden und verdeutlicht werden, dass ganz unterschiedliche Arten von Diskriminierung auf ähnlichen Mechanismen beruhen. Ein breiter Diversity-Ansatz entkräftet auch das Argument, dass Antidiskriminierungsarbeit nichts anderes als Lobbyismus für bestimmte Interessengruppen sei. Im Gegenteil: Betroffen sind wir alle, ob persönlich oder durch die eigene Mutter, die im Rollstuhl sitzt, einen Freund mit afrikanischen Wurzeln, eine Tochter, die gängigen Schönheitsidealen nicht genügt oder einen Bruder, der als Mädchen aufgewachsen ist.

- 4 Einen Überblick über geeignete Unterrichtsmaterialien und andere Medien vor allem zu sexueller Vielfalt, aber auch zu geschlechtlicher Vielfalt, finden sich auf den Webseiten des Antidiskriminierungsprojekts *Schule der Vielfalt – Schule ohne Homophobie*: http://www.schule-der-vielfalt.de/projekte_material.php (24.8.2016) und http://www.schule-der-vielfalt.de/projekte_medien.php (24.8.2016).

3.6 Wissen vermitteln

Neben dem persönlichen Kontakt und anschaulichen Portraits einzelner Menschen kann auch die abstraktere Vermittlung von Wissen Vorurteile reduzieren (Beelmann et al., 2009). Geschlechtliche Vielfalt und Vielfalt generell sollten also nicht nur möglichst oft ganz selbstverständlich in Lehrmaterialien, Büchern oder Filmen berücksichtigt werden (wie in Kapitel 3.1 dargelegt), sondern auch als eigenständiges Thema expliziter behandelt werden – insbesondere in der Schule, aber auch in der Ausbildung von Ärzt_innen, pädagogischen Fachkräften und allen Berufsgruppen, die viel mit Menschen in Kontakt kommen. In der Schule bieten sich dafür neben dem Biologieunterricht auch eine Reihe anderer Fächer und Themen an, die in diesem Zusammenhang bisher weniger beachtet wurden. So können im Geschichts- oder Sozialkundeunterricht die Themen Diskriminierung und Menschenrechte nicht nur anhand der US-amerikanischen Bürgerrechtsbewegung und der Frauenbewegung verdeutlicht werden, sondern auch am Stonewall-Aufstand und dem Kampf gegen die Kriminalisierung und Pathologisierung von LSBTI. Und im Ethikunterricht können beim Thema Identität oder Geschlecht auch Coming-out und Trans*Identität thematisiert werden. Darüber hinaus ist ein Grundwissen über die generellen Prinzipien von Kategorisierung und Fremdgruppenabwertung wichtig. Vermittelt werden sollte, dass wir alle Stereotype und Vorurteile haben und das kaum bewusst verhindern können. Wichtiger als zu beschließen, keine Vorurteile zu haben, ist es, sich die eigenen Vorurteile bewusst zu machen und durch persönlichen Kontakt mit Mitgliedern der entsprechenden Gruppe daran zu arbeiten.

4 Zusammenfassung

Trans* und anderen Personen, die gängigen Geschlechternormen nicht entsprechen, wird von vielen Menschen mit Ablehnung oder Unverständnis begegnet. An Schulen ist geschlechtsnonkonformes Verhalten ein häufiger Anlass, sich über Mitschüler_innen lustig zu machen. Lehrkräfte greifen dagegen nur unregelmäßig ein und beteiligen sich manchmal sogar selbst daran. Diese Einstellungen und Verhaltensweisen lassen sich unter dem Begriff *Trans*Phobie* zusammenfassen und teilweise ähnlich erklären wie Vorurteile generell.

Vorurteile basieren auf unserer generellen Tendenz, Menschen in Gruppen zu kategorisieren und Gruppen abzuwerten, denen wir nicht selbst angehören. Besonders dann, wenn unser Selbstwert gefährdet scheint, z.B. weil wir uns

benachteiligt fühlen, grenzen wir uns von Gruppen mit einem niedrigeren gesellschaftlichen Status ab. Durch diesen Abwärtsvergleich steigern wir den relativen Wert unserer eigenen Gruppe, was in der Folge auch unser Selbstwertgefühl verbessert. Wenn man Vorurteile abbauen möchte, sollte man daher vermeiden, das Selbstwertgefühl der angesprochenen Personen (z. B. der Teilnehmenden eines Antidiskriminierungsworkshops) zu gefährden. Zu dieser Gefährdung kann es beispielsweise kommen, wenn man Gruppen, denen die Teilnehmenden angehören, besonders große Vorurteile vorwirft.

Vorurteile basieren zudem auf unserem generellen Unbehagen gegenüber Fremden, das unsere Vorfahren davor bewahrt hat, Risiken (z. B. durch unbekannte Krankheitserreger) einzugehen. Andererseits können fremde Personen und Gruppen uns durch Erfahrung vertraut werden, sodass wir unser Unbehagen verlieren. Persönlicher Kontakt zu trans*geschlechtlichen Personen, die offen mit ihrer Transition umgehen, führt also dazu, dass Trans*Personen generell positiver bewertet werden. Wenn kein direkter Kontakt möglich ist, hilft auch indirekter Kontakt, z. B. indem eigene Bekannte von ihrem Kontakt mit Trans* berichten. Auch die erhöhte Sichtbarkeit von Trans*Menschen in Lehrmaterialien, Filmen, Büchern und anderen Medien reduziert Trans*Phobie. Je stärker diese Medien durch einen Fokus auf den Einzelfall dazu anregen, die Perspektive trans*geschlechtlicher Personen einzunehmen, desto besser, da die Empathie mit Mitgliedern einer anderen Gruppe die Einstellung gegenüber der ganzen Gruppe verbessert.

Eine weitere allgemeine Funktion von Vorurteilen ist es, Ungleichheit zu rechtfertigen. Wir können unseren Glauben an eine gerechte Welt erhalten, ohne den mühevollen Weg einer Änderung der Verhältnisse gehen zu müssen, indem wir Trans* für krank statt für diskriminiert halten. Im Umkehrschluss bedeutet das jedoch auch, dass sich Trans*Phobie in der Bevölkerung reduzieren wird, wenn strukturelle Barrieren abgebaut werden. Dies ist ein weiteres Argument dafür, die Anpassung des Personenstandes zu erleichtern und den Zwang einer Zuordnung in die Kategorien >männlich< und >weiblich< (z. B. in Fragebögen, Umkleiden oder Toiletten) abzubauen.

Neben diesen generellen Ursachen von Vorurteilen gibt es spezifische Ursachen von Vorurteilen gegenüber Trans*. Ein solcher Faktor ist die Verinnerlichung gesellschaftlich geteilter Geschlechternormen, also der Vorstellung, dass Menschen in >Männer< und >Frauen< kategorisiert werden können und anschließend spezifische Anforderungen erfüllen müssen. Je stärker Menschen traditionellen Geschlechternormen anhängen, desto negativer sind ihre Einstellungen gegenüber Lesben und Schwulen sowie gegenüber Trans*. Die Einstellung von Männern ist oft negativer als die von Frauen, da Männlichkeit in unserer Gesellschaft immer

wieder neu bewiesen werden muss. Männer sind daher sensibler für Verletzungen von Geschlechternormen als Frauen. Um Trans*Phobie abzubauen, sollten Kinder und Jugendliche durch Vorbilder in der eigenen Umgebung, Büchern und anderen Medien lernen, dass Verhalten, das traditionellen Geschlechterrollen widerspricht, genau so akzeptabel ist, wie rollenkonformes Verhalten. Hilfreich ist darüber hinaus, die Wirkung von Geschlechternormen bewusst zu machen und zu reflektieren, sodass deutlich wird, wie diese das Leben von uns allen (nicht nur von Trans*) sinnlos einschränken. Direkte oder indirekte Kontakte zu trans*geschlechtlichen Personen sollten also verbunden werden mit einer generellen Vermittlung von Wissen über die verschiedenen Facetten von Geschlecht und die generellen Prozesse von sozialer Kategorisierung, Vorurteilen und daraus resultierender Diskriminierung.

Literatur

- Adams, H.E., Wright, L.W. & Lohr, B.A. (1996). Is homophobia associated with homosexual arousal? *Journal of Abnormal Psychology*, 105, 440–445.
- Antidiskriminierungsstelle des Bundes. (2008). *Diskriminierung im Alltag: Wahrnehmung von Diskriminierung und Antidiskriminierungspolitik in unserer Gesellschaft*. Berlin: Druckvogt GmbH.
- Beelmann, A. & Heinemann, K.S. (2014). Preventing prejudice and improving intergroup attitudes: A meta-analysis of child and adolescent training programs. *Journal of Applied Developmental Psychology*, 35(1), 10–24.
- Beelmann, A., Heinemann, K.S. & Saur, M. (2009). Interventionen zur Prävention von Vorurteilen und Diskriminierung. In A. Beelmann & K.J. Jonas (Hrsg.), *Diskriminierung und Toleranz. Psychologische Grundlagen und Anwendungsperspektiven* (S. 435–461). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Debus, K. (2014). *Collagen zu Geschlechterbildern. Projekt Männlichkeit(en) und Rechtsextremismus*. http://www.vielfaltmachtschule.de/fileadmin/VMS/redakteure/Collagen_zu_Geschlechterbildern.pdf (18.01 2016).
- FRA – European Union Agency for Fundamental Rights. (2014). *Being trans in the European Union: Comparative analysis of EU LGBT survey data*. Luxembourg: Publications Office of the European Union.
- Kite, M.E. & Whitley, B.E., Jr. (1996). Sex differences in attitudes toward homosexual persons, behaviors, and civil rights: A meta-analysis. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 22, 336–353.
- Klocke, U. (2012). *Akzeptanz sexueller Vielfalt an Berliner Schulen: Eine Befragung zu Verhalten, Einstellungen und Wissen zu LSBT und deren Einflussvariablen*. Berlin: Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Wissenschaft. http://www.psychologie.hu-berlin.de/prof/org/download/klocke2012_1 (24.8.2016).
- Krell, C. & Oldemeier, K. (2015). *Coming-out – und dann ...?! Ein DJI-Forschungsprojekt zur Lebenssituation von lesbischen, schwulen, bisexuellen und trans* Jugendlichen und jungen Erwachsenen*. München: Deutsches Jugendinstitut e.V.

- Kruglanski, A. W. & Webster, D. M. (1996). Motivated closing of the mind: »Seizing« and »freezing«. *Psychological Review*, 103, 263–283.
- Lehmer, G. & Wagner, U. (2015). Can we really reduce ethnic prejudice outside the lab? A meta-analysis of direct and indirect contact interventions. *European Journal of Social Psychology*, 45(2), 152–168.
- Neuberg, S. L., Kenrick, D. T. & Schaller, M. (2010). Evolutionary Social Psychology. In S. T. Fiske, D. T. Gilbert & G. Lindzey (Hrsg.), *Handbook of social psychology* (S. 761–796). 5. Aufl. New York: Wiley.
- Pettigrew, T. F. & Tropp, L. R. (2006). A meta-analytic test of intergroup contact theory. *Journal of Personality and Social Psychology*, 90, 751–783.
- Riek, B. M., Mania, E. W. & Gaertner, S. L. (2006). Intergroup Threat and Outgroup Attitudes: A Meta-Analytic Review. *Personality and Social Psychology Review*, 10, 336–353.
- Ross, M. & Miller, D. T. (Hrsg.). (2002). *The justice motive in everyday life*. New York, NY: Cambridge University Press.
- Schroedel. (2003). *wortstark – Allgemeine Ausgabe 2003 – Sprachlesebuch*. Braunschweig: Westermann.
- Sielert, U. & Keil, S. (Hrsg.). (1993). *Sexualpädagogische Materialien für die Jugendarbeit in Freizeit und Schule*. Weinheim: Beltz.
- Simon, B. (2008). Einstellungen zur Homosexualität: Ausprägungen und psychologische Korrelate bei Jugendlichen ohne und mit Migrationshintergrund (ehemalige UdSSR und Türkei). *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie*, 40, 87–99.
- Tajfel, H. & Turner, J. C. (1986). The social identity theory of intergroup behavior. In S. Worchel & W. G. Austin (Hrsg.), *Psychology of intergroup relations* (S. 7–24). Chicago, IL: Nelson-Hall.
- Tebbe, E. N. & Moradi, B. (2012). Anti-transgender prejudice: A structural equation model of associated constructs. *Journal of Counseling Psychology*, 59(2), 251–261.
- Timmermanns, S. (2003). *Keine Angst die beißen nicht! Evaluation schwul-lesbischer Aufklärungsprojekte in Schulen*. Aachen: Jugendnetzwerk Lambda NRW e.V.
- Tompkins, T. L., Shields, C. N., Hillman, K. M. & White, K. (2015). Reducing stigma toward the transgender community: An evaluation of a humanizing and perspective-taking intervention. *Psychology of Sexual Orientation and Gender Diversity*, 2(1), 34–42.
- Vandello, J. A. & Bosson, J. K. (2013). Hard won and easily lost: A review and synthesis of theory and research on precarious manhood. *Psychology of Men & Masculinity*, 14(2), 101–113.
- Walch, S. E., Sinkkanen, K. A., Swain, E. M., Francisco, J., Breaux, C. A. & Sjöberg, M. D. (2012). Using intergroup contact theory to reduce stigma against transgender individuals: Impact of a transgender speaker panel presentation. *Journal of Applied Social Psychology*, 42(10), 2583–2605.
- Weinstein, N., Ryan, W. S., DeHaan, C. R., Przybylski, A. K., Legate, N. & Ryan, R. M. (2012). Parental autonomy support and discrepancies between implicit and explicit sexual identities: Dynamics of self-acceptance and defense. *Journal of Personality and Social Psychology*, 102(4), 815–832.
- Waller, R., Rogalin, C. L., Conlon, B. & Wojnowicz, M. T. (2013). Overdoing gender: A test of the masculine overcompensation thesis. *American Journal of Sociology*, 118(4), 980–1022.
- Zeit Online (2015). CDU plant Integrationsverpflichtung für Migranten. *Zeit Online*. <http://www.zeit.de/politik/deutschland/2015-11/cdu-integrationsverpflichtung-parteitag-dezember> (24.8.2016).